Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 19 (2012)

Heft: 3: Sammelpraxis = Collectionner comme pratique

Artikel: Universitäre Sammlungen als "contact zone" : gesellige und gelehrte Sammlungspraktiken im Akademischen Museum der Universität Göttingen (1773-1840)

Autor: Collet, Dominik

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-391052

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Universitäre Sammlungen als «contact zone»

Gesellige und gelehrte Sammlungspraktiken im Akademischen Museum der Universität Göttingen (1773–1840)

Dominik Collet

Die Sammlungen der Universitäten sind von der boomenden historischen Forschung zum Sammeln bisher kaum untersucht worden.[1] In der Wissenschaftsgeschichte stehen sie im Schatten von Labor und Hörsaal. Die Museologie wiederum versteht sie als abgeschottete Räume, denen die konstitutive Öffentlichkeit des Museums fehle.[2] Ein Blick auf die Sammlungspraxis der beteiligten Akteure zeigt hingegen, dass universitäre Sammlungen zentrale Begegnungsorte konstituierten. Ihre Entstehung im 18. Jahrhundert brachte Akademiker und Amateure, Buchwissen und Dingwissen, Alte und Neue Welt miteinander in Kontakt. Diese Begegnungen öffneten die Universitäten für neue Akteursgruppen, neue Evidenzprinzipien und neue Wissensfelder. Umgekehrt trug die Universität dazu bei, das Sammeln zu «disziplinieren» – sowohl in sozialer Hinsicht als auch in der Aufspaltung auf einzelne Teildisziplinen. Universitäre Sammlungen lassen sich daher in Anlehnung an ein Konzept des Anthropologen James Clifford als *contact zone* beschreiben.[3]

Cliffords Überlegungen konzipieren Museen nicht länger als geschlossenes System, sondern als relationalen Raum, in dem Kuratoren und Besucher, Aussteller und Ausgestellte miteinander in Beziehung treten. Wie Clifford betont, beschränkt sich dieser Kontakt keineswegs auf die Diffusion von Wissen durch das Museumspersonal. Die Sammlung diene vielmehr als Raum inter- und infrakulturellen Übersetzens, als «borderlan[d] between different worlds, histories, and cosmologies». Cliffords Konzept der *contact zone* hat sowohl die Museumstheorie als auch die museologische Praxis nachhaltig beeinflusst. Zahlreiche Museen haben mit Programmen zu Inklusion, Partizipation und Konsultation reagiert. Die museologische Forschung hat seither ihren Fokus vom Objekt selbst auf dessen Nutzung und von der Sammlung auf die Sammlungspraxis verschoben.[4]

Akademische Sammlungen lassen sich aus dieser Perspektive anstatt als Ansammlung von Objekten als Handlungsraum begreifen, in dem Wissen als soziale Praxis fassbar wird. Sie verweisen aber auch auf die Konflikte, Ungleichheiten und Asymmetrien, die museale Begegnungen strukturieren. Sammler und Professoren verstanden sich und einander lange als Vertreter gegensätzlicher

Wissenskulturen. Die *dilettanti* des 18. Jahrhunderts sahen ihre Sammlungen als Ausdruck einer geselligen Freundschaftskultur, in der konkrete Beobachtungen an die Stelle des naturphilosophischen Streits der Professoren traten. Akademiker wiederum verspotteten diese Praxis als naive Bevorzugung der äusserlichen Form gegenüber dem Inhalt, der blossen Materie gegenüber dem Geist.[5] Auch wenn solche Grenzziehungen zum Repertoire gelehrten *self-fashionings* gehörten und im Alltag zahlreiche Verflechtungen existierten, war der Transfer zwischen sozialen Sphären und wissenschaftlichen Codes mit hohen Kosten verbunden. Die Überschreitung dieser imaginären Grenzen konnte durchaus handfeste Konsequenzen nach sich ziehen. Solche Auseinandersetzungen verweisen auf eine Leerstelle in der Rezeption der *contact zone*. Während sie in der Museologie häufig als freier «Begegnungsraum» verstanden wird, betonte Clifford in Anlehnung an Marie Louis Pratts ursprüngliches Konzept ihren agonalen Charakter: Musealer Kontakt vollziehe sich zumeist unter «conditions of coercion, radical inequality, and intractable conflict».[6]

Die Dynamik von Kontakt, Austausch und Konflikt lässt sich am Beispiel einer der ersten universitären Sammlungen – des Akademischen Museums der Universität Göttingen – gut untersuchen. Das Handeln der Akteure im Umfeld des Göttinger Unternehmens verweist auf Spannungen und Potenziale musealer Begegnung, die Verschränkung universitärer und *curieuser* Wissenspraktiken sowie auf die konstitutive Bedeutung sozialer Adaption, für den Prozess der Übersetzung zwischen unterschiedlichen Wissenskulturen.

Akademisch Sammeln

Die Universität Göttingen wurde 1737 vom britischen König Georg II. als Institution zur Neugestaltung akademischen Lernens und Lehrens gegründet. Um diesen Reformanspruch und die Besonderheit der neuen Institution zu unterstreichen, plante man von Beginn an eine eigene «Naturalien Cammer».[7] Da es für Sammlungen kaum akademische Vorbilder gab, ging der Gründung des Akademischen Museums ein langer Diskussionsprozess voraus: Sollte man sich an das etablierte Modell der Privatsammlung anlehnen und jeder Professor seine eigene Sammlung betreiben oder musste es eine neuartige «public anstalt» sein?[8] Wie sollte sich akademische von den vielen anderen Sammlungen unterscheiden? In den offiziellen Werbeschreiben zur Eröffnung 1773 betonte man die fundamentale Andersartigkeit des eigenen Unternehmens. Der erste Direktor der Sammlung, Johann Friedrich Blumenbach, unterstrich, es handele sich um eine «academische Sammlung, – wo nichts zur Parade sondern alles zum Nutzen» bestimmt sei.[9] In Georg Christoph Lichtenbergs Taschenkalender stand

zu lesen, dass die Göttinger Sammlung «nicht zum Prunck, sondern lediglich zum Gebrauch, zur Untersuchung und zum Unterricht dien[e]. Göttingen ist die erste Universität in Deutschland, vielleicht in Europa, die mit einem eigentlich akademischen Museum versehen worden; und wir halten uns verpflichtet, von ihm, auch schon als Epochemachenden Phänomen» zu sprechen.[10]
Angesichts der vielen etablierten Privatsammlungen von Fürsten, Kaufleuten und *curiosi* setzten die Göttinger auf demonstrative Abgrenzung. Die Sammlung sollte so zum Alleinstellungsmerkmal der jungen Universität erhoben werden. Nimmt man jedoch statt der progammatischen Schriften die Sammlungspraxis der Akteure im Umfeld des «Akademischen Museums» in den Blick, werden die konstitutiven Verflechtungen mit ausseruniversitären Feldern und Netzwerken sichtbar. Diese Verknüpfungen stellten die Ressourcen für wichtige Neuerungen bereit, führten in der fragilen, auf Status und Ansehen gegründeten Welt der Professoren, aber auch zu Konflikten.

«Cultural broker» zwischen gelehrtem und geselligen Wissen

Am Beginn der akademischen Sammlung stand das Problem, an geeignete Exponate zu gelangen. Die Göttinger Professoren waren sich einig, dass die traditionellen Sammlungen «bloss aufs Wunderbare» abzielten, «mehr Seltenheiten als Merkwürdigkeiten» zeigten und so die «Brauchbarkeit des Institutes dabei verringerte[n]».[11] In einer bissigen Satire verspottete Lichtenberg diese Sammlungen, die mit Kuriositäten wie einer «Bettstelle in Form eines Sarges [...] für Methodisten und Betschwestern», eine «Suite von Kleidungsstücken für ein Kind mit zwei Köpfen» oder einem «doppelte[n] Kinderlöffel für Zwillinge» aufwarteten.[12] An andere Objekte zu gelangen, erwies sich jedoch als schwierig. Der professionelle Kuriositätenhandel lieferte nur einen engen Kanon etablierter und undokumentierter Sammlerstücke. Die Professoren versuchten daher auf eigenen Wegen Objekte zu akquirieren. Für weite, strapaziöse Reisen standen die Ordinarien aber nicht zur Verfügung. Um an besonders prestigeträchtige entlegene Objekte zu gelangen, war man daher auf externe Hilfe angewiesen. Mit der Sammlung gelangten so nicht nur neue Exponate sondern auch neue Experten an die Universität.
1752 organisierte Albrecht von Haller als Präsident der Göttinger Akademie der Wissenschaften eine erste Expedition nach Amerika. Ihr Ziel sollte es sein «Naturalien aus allen drey Reichen der Natur» zu sammeln.[13] Finanzieren wollte man das Unternehmen über Subskriptionen interessierter Gelehrter, die für ihre Einlagen exklusiven Naturalien erhalten sollten. Mit diesem Modell setzte Haller sich gezielt vom kommerziellen Kuriositätenhandel ab. Auch ein Angebot des

Wiener Hofes, die Reise über das kaiserliche Naturalienkabinett zu finanzieren, schlug er aus, um den akademischen Charakter zu unterstreichen.[14] Haller selbst gab an, sich mit diesem Vorgehen auf englische Vorbilder zu beziehen, die an der britischen Landesuniversität Göttingen besonderes Ansehen genossen. Zugleich knüpfte er an die Erfahrungen der Professoren mit dem akademischen Buchhandel an, wo Subskriptionsmodelle weit verbreitet waren. Mit Rücksicht auf die textgebundenen Wissenspraktiken der Akademiker versprach Haller zudem, dass Subskribenten neben Objekten auch regelmässige schriftliche Berichte des Reisenden sowie Vorabdrucke der geplanten Reisebeschreibung erhielten.[15]

Nur der für die Expedition vorgesehene Reisende stammte nicht aus dem Universitätsmilieu. Hoffnungsvolle Jungakademiker wie August Ludwig von Schlözer entschieden sich gegen solch gefahrvolle Fahrten.[16] Hallers Wahl fiel daher auf Christlob Mylius, einen klassischen Grenzgänger, der als Journalist, Naturforscher und Dichter eher in den Salons als der Universität zu Hause war.[17] Haller gab ihm daher ausführliche «Verhaltungs- und Vergleichspuncte» mit auf die Reise. Sie enthielten Anweisungen, was und vor allem wie er zu sammeln habe, um akademischen Ansprüchen zu genügen. Daneben schrieben sie ihm eine Reiseroute durch Nordamerika vor, die sich eng an den Siedlungen deutscher Protestanten orientierte, um seine Aktivitäten besser kontrollieren zu können.[18] Mylius war sich seines prekären Status wohl bewusst und versprach seinen Finanziers, «dass ich es an meiner Aemsigkeit und Aufrichtigkeit nicht werde ermangeln lassen».[19] Schon während der Reise an die Küste schickte er immer wieder exotische Naturalien und naturkundliche Beobachtungen nach Göttingen.[20] Als Mylius jedoch noch in London an einer Lungenentzündung starb, wurde sein Status als Aussenseiter umgehend zum Problem. Die enttäuschten Gelehrten verbreiteten Gerüchte über Mylius' schlechten Charakter, der sich unter anderem an der geraumen Zeit ablesen lasse, die er mit den Londoner *virtuosi* in Kuriositätenkabinetten verbracht habe.[21]

Als Hallers Göttinger Kollege Johann David Michaelis kurz darauf eine weitere Sammlungsreise in den Orient plante, verwendete er deshalb alle Mühe darauf, ein ähnliches Desaster zu vermeiden. Immerhin konnte Michaelis sich statt auf die unzuverlässigen Zahlungen dutzender Gelehrter auf die Finanzierung durch den Dänischen König stützen. Seine Massnahmen bestanden in der Auswahl von Teilnehmern mit engen Beziehungen zur Universität und ihren Codes sowie der Ausfertigung noch ausführlicherer Instruktionen und Fragebögen für die Reisenden. Schon in seinen ersten Konzepten betonte Michaelis, dass die Reisenden «vor der Reise gehörig zubereitet seyn [müssten]. Zu dieser Vorbereitung wird nothwendig erfordert [...] sich auf einer Universität, wo beständig und ohne Ferien docirt wird» zu studieren.[22] Zu Expeditionsleitern bestimmte Michaelis den Schweden Peter Forskal und den Dänen Friedrich von Haven, die in Göttingen

studiert hatten. Um ihre Beziehungen zur universitären Welt noch zu stärken, ernannte man beide vor ihrer Abreise zu Professoren.[23] Trotzdem wurden auch Forskal und von Haven zur Zielscheibe von ähnlichen Gerüchten wie Mylius, als sie während der Reise an Malaria verstarben.[24] Als letzter Überlebender verblieb nun Carsten Niebuhr, der in Göttingen Mathematik studiert hatte. Zusammen mit seinen Kollegen hatte er vor der Abreise gleich mehrere ausführliche Instruktionen erhalten. Hinzu kamen detaillierte Fragebögen, die Michaelis auf Anzeigen in gelehrten Journalen hin zusammengestellt hatte.[25] Mit diesen Texten suchte Michaelis die Wahrnehmungen des Reisenden zu leiten und seine «Übersetzung» der Natur in Texte zu kontrollieren. Schon bald nach der Abreise kamen Michaelis aber Zweifel, ob diese Anleitungen ausreichend waren. Daher verfasste er einen weiteren, nunmehr mehrere 100 Seiten umfassenden Fragekatalog, den er der Expedition hinterhersandte. Diese an Niebuhr adressierten Fragen, dienten Michaelis auch als präventive Rechtfertigung gegenüber der akademischen Welt. Er liess seine *Fragen an eine Gesellschaft Gelehrter Männer* daher sowohl in deutscher als auch in französischer Sprache drucken.[26] In seinem Vorwort betonte Michaelis, Professor für orientalische Sprachen, die Schwierigkeiten der disziplinierten Übersetzung von Objekt- in Buchwissen: Die Grundlagen der Naturgeschichte, «die ich ihr Alphabet nennen möchte, sind doch in der That nur ein Wörterbuch, in eine gewisse Ordnung nach natürlichen Classen gebracht». Daher bestehe ein Mangel darin, «dass den Reisenden allein überlassen wird, was sie von auswärtigen Ländern melden sollen, ohne ihnen Fragen vorzulegen und sie zu unterrichten [...]. Sie sehen unzählige Dinge vor Augen, auf die sie nicht merken [dass ein Gelehrter in Europa sie] zu Aufklärung einer Dunkelheit gebrauchen kann.»[27] Die grössten Herausforderungen lagen für Michaelis in der Transformation von Objekten in Texte und von Amateuren in Gelehrte.

Michaelis gedruckter Fragenkatalog erreichte Niebuhr, als er sich nach der Durchquerung Arabiens in Indien auf die Rückreise durch Persien und die Türkei vorbereitete. Michaelis' Fragen waren aber so detailliert, dass der Reisende ihre Beantwortung erst zehn Jahre nach seiner Rückkehr fertig stellen konnte.[28] Sein Text erfüllte die höchsten Erwartungen der Daheimgebliebenen – nicht zuletzt weil er ihre Vorannahmen durchweg bestätigte. Michaelis gab selbst zu, dass die wortreichen Essays, die er als «Fragen» bezeichnete, «selbst etwas von Antwort enthalten».[29] Während Niebuhrs Text in der Gelehrtenwelt ein grosser Erfolg beschieden war, verstaubten seine Objekte unberührt im Keller der Kopenhagener Akademie. Linné beklagte sich bei Michaelis, dass die Naturalien bei den Professoren «in Verwahrung liegen sollen, und mehrentheils ohne gehörige Wartung, dass der Spiritus verflogen wäre, und dass sie verdürben».[30] Nach ihrer Übersetzung in die Sprache der Gelehrten waren die Naturalien selbst stumm und uninteressant geworden.

Mylius' und Niebuhrs Erfahrungen illustrieren den Balanceakt, den solche *cultural broker* zwischen akademischen und nichtakademischen Praktiken, zwischen Europa und Aussereuropa, zwischen Objekt und Buch auf sich nahmen. Um an Sammlerstücke zu gelangen, mussten sie die Universität verlassen, durften deren soziale und wissenschaftliche Codes jedoch nicht vernachlässigen. Bei Problemen liess sich ihr Aussenseiterstatus gegen sie verwenden, während die erfolgreiche Übersetzung oft in der völligen Übernahme akademischer Wissenspraktiken resultierte. Mylius und Niebuhr stellten dabei keine Einzelfälle dar. Auch berühmte Gelehrte wie Hans Sloane oder Joseph Banks – beides Präsidenten der Royal Society – mussten sich aufgrund ihrer Reise- und Sammeltätigkeit als Amateure und *macaronis* verspotten lassen.[31]

«Forschen» und «Zeigen» bei Johann Friedrich Blumenbach

Dass die Göttinger Universitätssammlung trotz dieser anfänglichen kulturellen Missverständnisse bald als Kontaktraum fungierte, verdankte sie der sozialen Geschmeidigkeit von Akteuren wie Johann Friedrich Blumenbach. Blumenbach war in Gotha aufgewachsen, wo er vermutlich schon als Gymnasiast mit der Herzoglichen Kunstkammer in Berührung kam. Die fürstlich-visuelle Sammelkultur war ihm daher bestens vertraut. 1772 wechselte er zum Abschluss seines Medizinstudiums nach Göttingen. Als dort ein Jahr später eine private Naturaliensammlung als Grundstock des Akademischen Museums angekauft wurde, übernahm Blumenbach «mit Vergnügen unentgeltlich» deren Neuordnung.[32] Das er neben fachlichen auch über bedeutende soziale Fähigkeiten als Gastgeber und Vermittler verfügte, konnte Blumenbach kurz darauf beim Besuch der Hannoveraner Räte demonstrieren. Er machte seine «Sache so leidlich, dass der Minister gleich beim Herausgehen [Prof. Christian Gottlob] Heynen bei Seite genommen und gesagt hat: ‹Den jungen Mann müssen wir hier behalten.›»[33] Anstatt wie Niebuhr oder Mylius zu reisen schlug der frisch ernannte Aufseher des Museums daher eine klassische Universitätskarriere ein. Er promovierte, wurde zum ordentlichen Professor ernannt, heiratete die Tochter des für die Universität zuständigen Hofrats Georg Friedrich Brandes und trat der Göttinger Akademie bei.[34] Erst aus dieser sicheren Position heraus, konnte Blumenbach die von ihm geleitete Sammlung auch als Brücke zur ausseruniversitären Welt benutzten.

In mehreren Schriften betonte Blumenbach die fundamentalen Unterschiede zwischen dem Göttinger «Archiv der Natur»[35] und den bloss unterhaltsamen Privatsammlungen. In der Praxis öffnete er die Sammlung jedoch konsequent für Amateure und ihre Traditionen. So band Blumenbach das Museum in das florierende Geschenkwesen der Privatsammler ein und widmete dem Andenken

der Gönner breiten Raum. Vielfach ist daher über die Donatoren weit mehr als über die Stücke selbst bekannt.[36] Ein Grossteil dieser Spender stammte – wie Christine Henriette von Waldeck Pyrmont, August von Sachsen-Gotha-Altenburg oder Ludwig I. von Bayern – aus nichtakademischen Milieus.[37] Viele Geschenke dienten zudem – ganz wie in den Privatsammlungen – als Empfehlungsschreiben oder zur Anbahnung von Patronagebeziehungen.[38] Das Besucherbuch der Sammlung belegt den grossen Erfolg dieser Öffnung der Sammlung für die «fremden und hiesigen Liebhaber» und ihre Traditionen.[39]

Als Folge dieses Austausches unterschieden sich die Bestände des Museums kaum von denen der Kunst- und Wunderkammern. Georg Thomas von Asch oder Johann Samuel Lieberkühn sandten mit Götzenfiguren, Wampum-Münzen oder Tabakspfeifen etablierte Kunstkammerstücke nach Göttingen.[40] Viele Objekte des Museums spiegelten diese Brückenfunktion zwischen akademischen und nichtakademischen Praktiken wider. 1785 sandte Asch aus Petersburg einen «Calmückische[n] Götze[n]». Die kleine Statue des tibetischen Buddha Amitâyus auf dem Lotusthron interessierte Blumenbachs und seine Kollegen im Zuge ihrer zu Überlegungen zum noch weitgehend unbekannten Buddhismus.[41] Zugleich begeisterte der versonnen lächelnde Götze aber auch ein Laienpublikum. Blumenbach schickte die Figur an den begeisterten Sammler Prinz August von Sachsen-Gotha-Altenburg. Er zeigte die Statue der verzückten Anna-Amalia von Sachsen-Weimar und der Gothaer Damenwelt. Dort wanderte «der kleine Götze [...] von Rosenlippen zu Rosenlippen im Kreise herum [...] und wurde zärtlich an alle ihm entgegen-klopfenden Herzen gedrückt», sodass August aus Furcht vor Schwindelanfällen mehrere Ärzte hinzu rief.[42]

Forschungen mit diesen Sammlungsobjekten zu betreiben, erwies sich oft als schwierig. Nicht nur die Objekte Georg Thomas von Aschs kamen fast ohne jede Dokumentation in diese Sammlung.[43] Informationen zu Alter, Herstellern oder Funktion der Objekte, aber auch zu ihrer oft gewaltsamen Erwerbung im kolonialen Kontext fehlten. Allerdings gelang es Blumenbach die Exponate in anderer Weise für die Wissenschaft zu nutzen. Viele seiner Forschungen entstanden zwar zunächst ohne Rückgriff auf das Museum. Blumenbach wusste die visuellen Wissenspraktiken der Sammler aber geschickt zur Durchsetzung seiner Ergebnisse einzusetzen. Seinem noch vor dem Museum entstandenen Konzept menschlicher «Rassen» verhalf er mit immer neuen Schädeln zu visueller Präsenz und Geltung.[44] Auch seine Überlegungen zur Natur der Fossilien und zu einer von der Bibelgeschichte abweichenden Erdgeschichte waren nicht neu. Sie finden sich auch im Umfeld fürstlicher Kunstkammern.[45] Anders als deren Betreuer vermochte es Blumenbach aber, über seine Autorität als Professor die visuelle Evidenz der fossilen Exponate mit akademischen Textpraktiken zu kombinieren. Während sich der Weltreisende und Sammler Georg Forster

mit Immanuel Kant eine heftige Debatte über den Vorrang von Objekten oder Theorien im wissenschaftlichen Prozess lieferte, wusste Blumenbach beide Kulturen geschmeidig miteinander zu verknüpfen.[46] Sein «lächelndes Akzeptieren der Tradition» erlaubte es ihm auch unorthodoxe Ergebnisse zu vertreten, ohne Widerspruch zu provozieren.[47] Der Grund für Blumenbachs Erfolg lag daher ebenso in seiner geschickten Nutzung neuer autoritativer Ressourcen wie in seinen eigentlichen Ideen. Langfristig gelang es ihm auf diese Weise, ehemals *curieuse* Wissensfelder für die Universität zu erschliessen. Exotika und Schädel, die sich in Kunst- und Wunderkammern seit jeher grosser Beliebtheit erfreuten, nutzte Blumenbach zur Förderung der Völkerkunde und der physischen Anthropologie als eigenständige universitäre Disziplinen.[48] Diese neue Verflechtung von Forschen und Zeigen positionierte die Sammlungen im Zentrum des Prozesses akademischer Ausdifferenzierung.[49]

«Assemblage» – «agonistic space» – «contact zone»?

Aus der Perspektive der Kultur- und Wissenschaftsgeschichte erweckt das Museum leicht den Anschein einer vergleichsweise statischen Institution. Blickt man vor allem auf die leblosen Exponate, drängt sich der Eindruck eines weitgehend passiven Raumes auf. Untersucht man jedoch die Akteure der Sammlungen, wird die überraschende Dynamik des vermeintlich bewahrenden Museums deutlich. In Göttingen und anderswo ging der Kreis der handelnden Personen weit über den «Sammler» hinaus. Er umfasste neben Aufsehern, Mäzenen, Agenten, Experten, Präparatoren, Kaufleuten und Reisenden auch die grosse Gruppe der Besucher. Die Sammlung bildete daher gerade keinen abgeschlossenen Raum. Das Museum versammelte Menschen genauso wie Objekte.

Mit den Akteuren trafen im Museumsraum unterschiedliche Wissenspraktiken aufeinander. Im Akademischen Museum ist dieser Kontakt besonders auffällig. Die visuellen Praktiken der Amateure stiessen hier auf die Textpraktiken der Akademiker. Um zwischen ding- und textbasierten Wissenskulturen zu vermitteln, waren kompetente Experten als *cultural broker* nötig. Zu den Aktivitäten im Umfeld der Göttinger Sammlungen gehörte daher neben dem Ordnen und Inventarisieren auch das Kommunizieren, Inszenieren, Visualisieren, Tauschen und Adaptieren. Die Vermittler nutzten die Objekte, um entstehende Wissensfelder zu naturalisieren. Sie adaptierten visuelle Traditionen, um neue empirische Evidenzstrategien zu stützen und zu kommunizieren. Über die Netzwerke der Sammlungen mobilisierten sie zudem Zeugenschaft und Öffentlichkeit als autoritative Ressource – sowohl für Akademiker als auch für Amateure.

Solche Übersetzungsprozesse bargen auch Konfliktpotenzial. Dies galt nicht nur für den besser untersuchten Kontakt mit der kolonialen Welt, sondern auch für die Begegnung unterschiedlicher Wissenskulturen. Das Konzept der *contact zone* ist daher als Verschleierung der hierarchischen und disziplinierenden Struktur des Museumsraumes kritisiert worden. Im Göttinger Beispiel kommt sie unter anderem in der regen Nutzung des Fragebogens zum Ausdruck – einem ursprünglich aus dem Gerichtsprozess stammenden Disziplinierungs- und Kontrollinstrument.[50] Tony Bennet oder Chantal Mouffe haben angesichts dieser Sammlungspraktiken vorgeschlagen, Museen stattdessen als gouvernementale *assemblages* oder aber als *agonistic spaces* des antihegemonialen Streits zu konzeptionalisieren.[51]

Allerdings lassen sich im Akademischen Museum durchaus erfolgreiche Prozesse der Adaption und Aneignung nachweisen – Prozesse, die zudem keineswegs allein von den Trägern des Museums bestimmt wurden. Um erfolgreich zwischen Wissenskulturen zu vermitteln, nutzten Akteure wie Johann Friedrich Blumenbach die neuen Formen der Geselligkeit. Sammlung und Soziabilität, Forschen und Zeigen gingen so eine produktive Verbindung ein. Das Handeln dieser Akteure illustriert, wie sehr soziale, kommunikative und visuelle Praktiken einen integralen Bestandteil des wissenschaftlichen Prozesses bilden.[52] Die universitären Sammlungen verdanken ihr rasches Wachstum sowie ihre anhaltende soziale und wissenschaftliche Stellung gerade dieser Praxis der eigenwilligen Kollusion.

Anmerkungen

1 Vgl.: Anke Te Heesen, Emma C. Spray (Hg.), *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftliche Bedeutung*, Göttingen 2002; Arthur MacGregor, *Curiosity and Enlightenment. Collctors and Collections from the Sixteenth to the Ninetheenth Century*, New Haven 2007; Andreas Grote (Hg.), *Macrocosmos in microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450–1800*, Opladen 1994. Eine Ausnahme bildet: Horst Bredekamp et al. (Hg.): *Theater der Natur und der Kunst. Wunderkammern des Wissens*, Berlin 2000.

2 Vgl. Nicholas Jardine, «Sammlung, Wissenschaft, Kulturgeschichte», in te Heesen (wie Anm. 1), 199–220.

3 James Clifford, «Museums as Contact Zones», in Ders., *Routes. Travel and Translation in the Late Twenthieth Century*, Cambridge (MA) 1997, 188–219.

4 Zur Rezeption des Konzepts vgl. Robin Boast, «Neocolonial Collaboration. Museums as Contact Zone Revisited», *Museum Anthropology* 34 (2011), 56–70.

5 Zur Spaltung von Text- und Objektwissen, von *physique des enfants* und *physique des scavants*, vgl. Barbara Stafford, *Kunstvolle Wissenschaft. Aufklärung, Unterhaltung und der Niedergang der visuellen Bildung*, Amsterdam 1998, bes. 239–261.

6 Clifford (wie Anm. 3), 192.

7 Christine Nawa, «Zum ‹öffentlichen Gebrauche› bestimmt. Das Academische Museum Göttingen», *Göttinger Jahrbuch* 58 (2010), 23–62, hier 26.

8 Universitätsarchiv Göttingen, Kur 4 V g 1 [1759].
9 Johann Friedrich Blumenbach, «Einige Nachrichten vom academischen Museum zu Göttingen», *Annalen der Braunschweigisch-Lünebürgischen Churlande* 1, 3. Stück (1787), 84–99 hier 85.
10 [Anonymus], «Etwas vom Akademischen Museum in Göttingen», *Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1779*, hg. v. Georg Christoph Lichtenberg, Göttingen 1778, 45–57, hier 47 f.
11 Ebd., 46 f.
12 Georg Christoph Lichtenberg, «Verzeichnis einer Sammlung von Gerätschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. [wohl Sir Hans Sloane] künftige Woche öffentlich verauktioniert werden soll», in Ders., *Schriften und Briefe*, Bd. 3., hg. v. Wolfgang Promies, München 1972, 451–457.
13 Drei Drucke zu Mylius' Reise befinden sich in der Staats- und Universitätsbibliothek (SUB) Göttingen, Abt. Handschriften und Seltene Drucke (HSD), Signatur: 2 H Lit. Biogr. IV 7270.
14 Daniel Jacoby, Art. «Gerhard van Swieten», *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 37 (1894), 265–271.
15 SUB Göttingen (wie Anm. 13). Zu den englischen Subskriptionsreisen vgl. Dominik Collet, *Die Welt in der Stube. Begegnungen mit Aussereuropa in Kunstkammern der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2007, 238–245.
16 Vgl. Johann David Michaelis, *Literarischer Briefwechsel*, hg. v. Johann Gottlieb Buhle. Bd. 1, 180–192.
17 Vgl. Gotthold Ephraim Lessing, «Nachrede auf Christlob Mylius», in Dieter Hildebrandt, *Christlob Mylius. Ein Genie des Ärgernisses*, Berlin 1981, 143–160.
18 SUB Göttingen (wie Anm. 13), Albrecht von Haller, Verhaltungs- und Vergleichungspuncte für den Herrn C. Mylius zu seiner vorhabenden Americanischen Reise, Göttingen 27. 5. 1752.
19 SUB Göttingen (wie Anm. 13).
20 Christlob Mylius, «Tagebuch seiner Reise», in Johann Bernoulli, *Archiv zur neuern Geschichte, Geographie, Natur- und Menschenkenntnis*, Leipzig 1786, Bd. 5, 85–167, und Bd. 6, 41–140.
21 Reimer Eck, «Christlob Mylius und Carsten Niebuhr. Aus den Anfängen der wissenschaftlichen Forschungsreise an der Universität Göttingen», *Göttinger Jahrbuch* 34 (1986), 11–43, hier 16 f. Abraham Gottheld Kästner zeichnete dagegen ein positives Bild von Mylius. Mylius (wie Anm. 20), 87–95. Auch Mylius Zeitschriften *Der Naturkundler* (1747 ff.) und *Physikalische Belustigungen* zeigen ihn als kompetenten Naturkundler, der aber für ein breites Publikum schrieb.
22 Vgl. den Briefwechsel Michaelis' in SUB Göttingen, HSD, Signatur: 2 Cod. MS Michaelis 320, 217 v. Zum Ablauf der Reise vgl. Eck (wie Anm. 21).
23 Eck (wie Anm. 21), 23.
24 Ebd., 20–24.
25 Michaelis entwarf insgesamt fünf Fassungen der Instruktionen. Vgl. Johann David Michaelis, *Fragen an eine Gesellschaft Gelehrter Männer die auf Befehl Ihro Majestät des Königs von Dännemark nach Arabien reisen*, Frankfurt a. M. 1762, Vorrede.
26 Ebd.
27 Ebd.
28 Carsten Niebuhr, *Beschreibung von Arabien. Aus eigenen Beobachtungen und im Lande selbst gesammleten Nachrichten*, Kopenhagen 1772.
29 Michaelis (wie Anm. 25), Vorrede. Tatsächlich wurde sein *Fragekatalog* auch als eigenständiges Werk verstanden und benutzt. Vgl. Michaelis (wie Anm. 16), Bd. 2, 418.
30 Michaelis (wie Anm. 16), Bd. 2, 202; Eck (wie Anm. 21), 34.
31 Vgl.: Anm. 12; Caspar Hirschi, «Men of Sciences versus Macaronies: Die Polemik gegen die Amateur Gentlemen der Royal Society im späten 18. Jahrhundert», in Daniel Fulda et al. (Hg.), *Die Sachen der Aufklärung*, Hamburg (im Druck).

32 Vgl. Karl Friedrich Heinrich Marx, *Zum Andenken an Johann Friedrich Blumenbach. Eine Gedächtnis-Rede gehalten in der Sitzung der Königlichen Societät der Wissenschaften den 8. Februar 1840*, Göttingen 1840, 6.
33 Ebd.
34 Ebd.
35 Blumenbach (wie Anm. 9), 85.
36 Vgl. z. B. den Katalog seiner Schädelsammlung in: SUB Göttingen, HSD, Signatur: Cod MS Blumenbach 1, I.
37 Frank William Peter Dougherty, *The Correspondence of Johann Friedrich Blumenbach*, Göttingen 2006–2010, Bd. 1, 141–147, Bd. 3, 104, 376, 408; Michael Schulz, «Talking Heads. Unearthing the Stories Behind the Skulls in Blumenbach's Collection», *Georgia Augusta – Research Magazine* 8 (2011), 52–56, hier 54.
38 Dougherty (wie Anm. 37), Bd. 3, 75, 169, 175, 177. Die Grenzen zwischen Blumenbachs Privatsammlung und dem Akademischen Museum sind dabei oftmals fliessend.
39 Nawa (wie Anm. 7), 35.
40 Dougherty (wie Anm. 37), Bd. 3, 169, 176, 224, 254.
41 Norbert Klatt, «Der Charme eines ‹kalmückischen Götzen› oder die Verzückung beim Anblick Buddha Amitâyus», *Zeitschrift für Thüringische Geschichte* 62 (2008), 161–178. Johann Gottfried Herder, dem Blumenbach mehrere Statuen zusandte, glaubte in den Statuen einen Beleg für die Dreieinheit der Götter Brahma, Wischnu und Schiwa im Buddhismus zu erkennen, die er als Parallele zum christlichen Trinitismus verstand. Ebd., 173.
42 Ebd., 176 f.
43 Vgl.: Aschs Verzeichnisse in SUB Göttingen, HSD, Signatur: Cod MS Asch 1, II; Dougherty (wie Anm. 37), Bd. 3, 335.
44 Vgl.: Thomas Nutz, *«Varietäten des Menschengeschlechts». Die Wissenschaften vom Menschen in der Zeit der Aufklärung*, Köln 2009, 260 f.; Céline Trautmann, «Die Werkstatt Johann Friedrich Blumenbachs (1752–1840)», in Hans Erich Bödecker et al. (Hg.), *Die Wissenschaft vom Menschen in Göttingen um 1800. Wissenschaftliche Praktiken, institutionelle Geographie, europäische Netzwerke*, Göttingen 2008, 213–254, bes. 237 f.
45 Vgl. z B.: Collet (wie Anm. 15), 166–201; Dougherty (wie Anm. 37), Bd. 3, 267–271.
46 Dougherty (wie Anm. 37), Bd. 3, 446; Trautmann (wie Anm. 44), 246.
47 Trautmann (wie Anm. 44), 249.
48 Marie Luise Allemeyer, Dominik Collet, Marian Füssel, «The ‹Academic Museum›. Göttingen's University Collections as a Space of Knowledge Production and Cultural Heritage», *Opuscula Musealia* 18 (2010), 15–22.
49 Dominik Collet, «Wissenspraktiken im Akademischen Museum», in Georg-August-Universität Göttingen (Hg.), *Dinge des Wissens. Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen*, Göttingen 2012, 69–78.
50 Arndt Brendecke, *Empire und Empirie. Funktion des Wissens in der spanischen Kolonialherrschaft*, Köln 2009, 270–290.
51 Tony Bennet, *Culture. A Reformer's Science*, London 1998; Tony Bennet, «Assembling Culture», *Journal of Cultural Economy* 2 (2009), 1 f.; Chantal Mouffe, «Artistic Activism and Agonistic Spaces», *Art and Research. A Journal of Ideas, Contexts and Methods* 1 (2007), 1–5.
52 Vgl. Steven Shapin, *Never Pure. Historical Studies of Science as if It Was Produced by People with Bodies, Situated in Time, Space, Culture and Society, and Struggling for Credibility and Authority*, Baltimore 2010.

Résumé

Les collections universitaires comme «contact zone». Pratiques érudits et sociables dans le Musée Académique de l'Université de Gœttingue (1773–1840)

Les collections universitaires de la période des Lumières constituent des espaces de contact centraux entre diverses cultures du savoir. Le savoir livresque et la connaissance des objets, la pratique visuelle des amateurs et les artifices textuels des érudits s'y confrontent en effet. Ces rencontres ouvrent les universités à de nouveaux groupes d'acteurs, à de nouveaux principes de preuves et à de nouveaux champs du savoir. Les collections universitaires peuvent donc être décrites comme des *contact zone* en suivant le concept de l'anthropologue James Clifford. Le présent article explore cet espace d'action en suivant l'exemple de trois *cultural broker* dans l'environnement du «musée académique» de l'Université de Göttingen au 18e siècle: l'agent Christlob Mylius, le voyageur orientaliste Carsten Niebuhr et le directeur du musée Johann Friedrich Blumenbach. Les champs de tensions et les potentiels de rencontres muséales peuvent être mis en lumière au travers de leurs pratiques de collection. Ils renvoient à la pratique sociale du savoir érudit, illustrent le croisement entre les cultures universitaires et «curieuses» du savoir et montrent leur signification constitutive pour la genèse d'une université de recherche et d'un musée public.

(Traduction: Yan Schubert)